

Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

# Scott Smith

## Ein ganz einfacher Plan

Thriller



Preis € (D) 8,95 SFR 16,80 UVP

480 Seiten, Broschur

ISBN 978-3-596-17617-5

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.  
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2008

# Eins

Meine Eltern starben bei einem Autounfall im ersten Jahr nach meiner Hochzeit. An einem Samstagabend versuchten sie, eine Ausfahrt der Interstate 75 in falscher Richtung hinaufzufahren und stießen dabei frontal mit einem Viehtransporter zusammen. Mein Vater war sofort tot, die Motorhaube seines Wagens riss ihm den Kopf ab. Meine Mutter lebte erstaunlicherweise noch anderthalb Tage mit Hilfe der Apparate im Städtischen Krankenhaus Delphia, obwohl ihr Hals und ihr Rückgrat gebrochen waren und ihr Herz in den Brustkasten blutete.

Der Fahrer des Sattelschleppers kam mit ein paar Hautabschürfungen davon. Sein Truck allerdings hatte Feuer gefangen, und die an Bord befindlichen Rinder wurden gegrillt; nach dem Tod meiner Mutter klagte er deshalb auf Schadensersatz. Er gewann den Prozess, konnte aber keinen materiellen Nutzen daraus ziehen. Mein Vater hatte seine Farm total überschuldet und stand kurz vor dem Bankrott, als er starb.

Die Lieblingstheorie meiner Frau Sarah war die, dass er Selbst-

mord begangen habe, getrieben von der quälenden Last seiner Schulden. Ich widersprach ihr damals, war allerdings selbst nicht ganz überzeugt. Im Rückblick schien es nämlich, als habe er gewisse Vorbereitungen getroffen. Eine Woche vor dem Unfall war er mit seinem Pick-up bei mir vorbeigekommen, die Ladefläche voll Möbel. Wissen Sie, Sarah und ich konnten nichts davon brauchen, aber er war sehr hartnäckig und drohte, alles auf den Müll zu fahren, wenn wir es nicht nahmen. Also half ich ihm, jedes Stück einzeln in den Keller zu tragen. Von uns aus fuhr er zur Wohnung meines Bruders Jacob und schenkte ihm den Pick-up.

Und dann war da noch sein Testament, dessen erste Klausel Jacob und mich verpflichtete, in Gegenwart des jeweils anderen zu schwören, das Grab unseres Vaters alljährlich an seinem Geburtstag zu besuchen. Danach ging es noch seitenlang weiter, es war ein seltsam detailliertes Dokument, das jedes einzelne Zimmer des alten Farmhauses abhandelte und über jeden Gegenstand mit Namen verfügte, egal wie unwichtig und nebensächlich er sein mochte – das Rasierzeug, ein Besen und eine alte Bibel für Jacob, ein kaputter Mixer, ein Paar Arbeitsstiefel und ein schwarzer Briefbeschwerer in Form einer Krähe für mich. Es war natürlich vollkommen witzlos, vergebliche Liebesmüh. Wir mussten alles von Wert verkaufen, um seine Schulden zu tilgen, und für die wertlosen Dinge hatten wir keine Verwendung. Wir mussten auch die Farm, das Haus unserer Kindheit, verkaufen. Ein Nachbar nahm sie uns ab. Er schluckte das Land wie eine große Amöbe, riss das Haus ab, füllte die Fundamente wieder mit Erde und pflanzte Sojabohnen darauf.

Mein Bruder und ich hatten uns nie nahegestanden, nicht mal als Kinder, und je älter wir wurden, desto größer wurde der Abstand. Zum Zeitpunkt des Unfalls hatten wir außer unseren Eltern nicht mehr viel gemeinsam, und ihr plötzlicher Tod verminderte das damit verbundene Gewicht auch noch.

Jacob war drei Jahre älter als ich. Er hatte die Highschool nicht zu Ende gemacht und wohnte jetzt in einer kleinen Wohnung über der Eisenwarenhandlung in Ashenville, der Stadt, wo wir aufgewachsen waren. Ashenville war eine Straßenkreuzung mit gelben Blinklichtern im nördlichen Ohio, wo es am ländlichsten ist. Im Sommer arbeitete Jacob auf dem Bau, den Winter überlebte er mit Arbeitslosenhilfe.

Ich war aufs College gegangen, als Erster in der Familie, und hatte ein Betriebswirtschaftsexamen von der *University of Toledo* nach Hause gebracht. Ich hatte Sarah geheiratet, die mit mir zusammen studiert hatte, und war nach Delphia gezogen, dreißig Meilen östlich von Ashenville, direkt außerhalb von Toledo. Wir kauften ein unverhohlen spießiges Einfamilienhaus mit fünf Zimmern – dunkelgrüne Aluminiumverkleidungen für die Außenmauern und schwarze Rollläden, Doppelgarage, Kabelfernsehen, Mikrowellenofen und jeden Abend die *Toledo Blade* mit sanftem *Plopp!* vor der Haustür. An allen Wochentagen pendelte ich nach Ashenville rauf, wo ich in *Raikley's* Futtermittelhandlung als Prokurist und Oberbuchhalter arbeitete.

Es gab keine Feindseligkeiten zwischen Jacob und mir, kein böses Blut, wir fühlten uns bloß in der Gegenwart des jeweils anderen nicht sonderlich wohl, hatten uns nicht viel zu sagen und machten keine großen Anstrengungen, das zu verbergen. Wenn ich nach der Arbeit auf die Straße trat, sah ich ihn mehr als einmal hastig in einen Hauseingang treten, damit er mir nicht über den Weg lief, und jedes Mal war ich weniger gekränkt als erleichtert.

Das einzige Band, das uns nach dem Tod meiner Eltern zusammenhielt, war unser Versprechen gegenüber unserem Vater. Jahr für Jahr an seinem Geburtstag begaben wir uns auf den Friedhof, wo wir schweigend, steif und verlegen neben dem Grab standen, und jeder darauf wartete, dass der andere zu verstehen gab, die angemessene Zeit sei verstrichen, wir könnten wieder gehen und

in unsere getrennten Leben zurückkehren. Es war deprimierend, einen Nachmittag so zu verbringen, und wir hätten es wahrscheinlich schon nach dem ersten Mal aufgegeben, wenn wir nicht beide das Gefühl gehabt hätten, wir könnten irgendwie bestraft oder von jenseits des Grabes verflucht werden, wenn wir nicht zu unserem Wort standen.

Der Geburtstag unseres Vaters war der 31. Dezember, der letzte Tag des Jahres, und der Besuch an seinem Grab wurde rasch genauso zum Ritual wie die anderen Ereignisse während der Feiertage, eine letzte Hürde, die vor dem neuen Jahr überwunden werden musste. Es war die einzige wesentliche Gelegenheit der Kontaktaufnahme zwischen uns. Wir erkundigten uns nach den Veränderungen in unserem Leben, sprachen über unsere Eltern und unsere Kindheit, machten vage Versprechungen, uns häufiger zu sehen, und verließen den Friedhof im Bewusstsein, eine eher unangenehme Pflicht relativ schmerzlos hinter uns gebracht zu haben.

So ging das sieben Jahre.

Im achten Jahr, am 31. Dezember 1987, holte Jacob mich bei mir zu Hause ab. Er kam gegen halb vier, eine halbe Stunde zu spät, mit seinem Hund und seinem Freund Lou im Pick-up. Sie waren zusammen beim Eisfischen gewesen, ihrer Hauptbeschäftigung im Winter, und ehe wir zum Friedhof fahren konnten, mussten wir Lou noch zu Hause absetzen, ganz am anderen Ende von Ashenville.

Ich hatte Lou nie gemocht, und ich glaube nicht, dass er mich je gemocht hat. Er nannte mich *Mr. Accountant*, so als müsste ich mich meines Berufes, seiner Gewöhnlichkeit und seiner Stabilität schämen. Er schüchterte mich irgendwie ein, obwohl ich nie recht wusste, warum eigentlich. Es war keine physische Drohung. Er war klein, Mitte vierzig, und begann Speck anzusetzen.

Sein blondes Haar war so schütter, dass man die schuppige rosa Kopfhaut durchschimmern sah. Er hatte schiefe Zähne, die ihm eine gewisse komische Qualität gaben, eine zweidimensionale Pseudo-Brutalität wie bei einem Bösewicht aus einem Comic. Er sah aus wie ein alter Boxer, ein Schläger oder ein Knastbruder.

Als ich aus dem Haus kam, stieg er aus dem Pick-up, um mich zu begrüßen, sodass ich in der Mitte sitzen musste.

»*Howdy*, Hank«, sagte er grinsend, und Jacob lächelte hinter dem Lenkrad. Sein Hund, ein riesengroßer, fetter Köter, größtenteils Schäferhund, aber mit einem kräftigen Schuss Labrador, saß hinten auf der Ladefläche. Es war ein Rüde, aber Jacob nannte ihn Mary Beth, nach einem Mädchen, mit dem er mal in der Highschool gegangen war, seiner ersten und einzigen Freundin. Er bezeichnete ihn auch als »sie«, so als ob ihn der Name für das Geschlecht des Hundes blind gemacht hätte.

Ich stieg ein, Lou folgte, und wir rollten rückwärts die Auffahrt hinunter zur Straße.

Mein Haus stand in einer Siedlung mit Namen *Fort Ottawa*, nach einem ehemaligen Außenposten im Westen, dessen Bewohner kurz vor dem Unabhängigkeitskrieg in einem Schneesturm umgekommen waren. Es war ehemaliges Ackerland, erbarmungslos flach, aber so hergerichtet, als wäre es anders. Die Straßen kurvten um imaginäre Hindernisse herum, und die Leute hatten kleine Hügel aufgeschüttet in ihren Vorgärten, die mit Sträuchern bepflanzt waren und ein bisschen wie Grabhügel aussahen. Die Häuser waren klein und standen dicht beieinander – Einsteigerhäuser hatte sie der Makler genannt. Sie waren voll von Jungverheirateten, die auf dem Weg nach oben waren, und Rentnern auf dem Weg nach unten. Die einen planten Karrieren und Babys und wollten in attraktivere Gegenden umziehen, die anderen warteten darauf, dass ihre Ersparnisse sich aufzehrten, ihre Gesundheit eine plötzliche Wende zum Schlechteren nahm

und sie von ihren Kindern ins Altersheim geschickt wurden. Es war eine Zwischenstation, eine Sprosse am unteren Ende der Leiter.

Sarah und ich gehörten natürlich zur ersten Gruppe. Wir hatten ein Sparkonto bei der *Ashenville Savings Bank*, das attraktive Zinsen trug. Bald würden wir wegziehen, einen Schritt nach oben in der Welt machen, den ersten von vielen. Das zumindest war unser Plan.

Wir fuhren nach Westen aus Delphia hinaus, und die gekrümmten Straßen, die Gruppen von einstöckigen Häusern mit umlaufenden Auffahrten, Hollywoodschaukeln und Picknicktischen im Garten verschwanden bald hinter uns. Die Straßen wurden gerade und gleichzeitig schmaler. Zum Teil wehte Schnee in dünnen Schlangenlinien darüber hin und sammelte sich an den Rändern. Die Häuser zerstreuten sich, waren jetzt schon von richtigen Feldern umgeben statt von einfachen Grasflächen. Die Bäume verschwanden, der Horizont wurde weiter, Wind fegte über grauweißes Ödland. Immer weniger Autos begegneten uns.

Es war eine ungemütliche Fahrt. Jacobs Laster war elf Jahre alt, und sein Alter war in allen Teilen zu merken. Irgendwann war er tomatenrot gestrichen worden, das war die Lieblingsfarbe meines Bruders, aber das grelle Rot war mittlerweile zu einem rostübersäten Burgundertönen verblasst. Die Stoßdämpfer waren hinüber, und die Heizung funktionierte nur, wenn sie wollte. Das Rückfenster fehlte und war durch ein Stück Plastikplane ersetzt worden. Das Radio war kaputt, die Scheibenwischer abgerissen, und im Fußboden klaffte ein baseballgroßes Loch, durch das ständig eiskalte Luft hereinfegte und mein rechtes Hosenbein hochfuhr.

Jacob und Lou unterhielten sich über das Wetter. Wie kalt es war, wann es wieder schneien würde, ob es letztes Jahr zu Silvester geregnet hätte oder nicht. Ich schwieg und hörte bloß zu. Während

ich sonst nur verlegen war, wenn ich mit Jacob allein war, fühlte ich mich jetzt, in Gegenwart von Lou und Jacob zusammen, sowohl verlegen als auch ausgeschlossen. Sie hatten eine aggressiv private Art, miteinander zu reden; ihre Sprache war verschlüsselt, vertraulich, ihr Humor war schuljungenhaft und obskur. Lou sagte »Ananas« mit einem Extra-Akzent auf der »Anna«, Jacob muhte wie eine Kuh, und dann fingen beide an hektisch zu lachen. Es war sehr irritierend – ich hatte ständig das Gefühl, dass sie sich über mich lustig machten.

Wir kamen an einem zugefrorenen Teich mit ein paar Schlittschuhläufern vorbei, Kindern in bunten Jacken, die hin und her flitzten. Wettergegerbte, dunkle Scheunen säumten den Horizont. Es überraschte mich jedes Mal wieder: Wir waren bloß zehn Minuten von meinem Haus weg und schon von lauter Farmen umgeben.

An Ashenville fuhren wir südlich vorbei, ganz am Stadtrand, sodass die Häuser selbst nie in Sicht kamen. Schnurgerade fuhren wir auf dem State Highway 17 dahin, bis zur Burnt Road. Dort bogen wir rechts ab, Richtung Norden, und dann nach links in die Anders Park Road. Wir überquerten eine lange, niedrige Betonbrücke über den Anders Creek, deren Geländer so dick mit beiseite gepflügtem Schnee überhäuft waren, dass sie irgendwie falsch aussah, wie eine Lebkuchenbrücke aus einer Weihnachts-erzählung.

Jenseits des Flusses begann das *Anders Nature Preserve*, ein dicht bewaldetes Gelände, das die nächsten zwei Meilen rechts neben der Straße herlief. Es war ein Naturschutzgebiet des Bezirks. In der Mitte lag ein kleiner See, der mit Fischen besetzt war. Auf der Wiese rings um diesen See machten die Leute aus Toledo im Sommer Picknick. Sie warfen ihre Frisbee-Scheiben, spielten Ball und ließen Drachen steigen.

Das ganze Gelände hatte ursprünglich zum Anwesen von Ber-



nard C. Anders, einem frühen Automobilmagnaten aus Detroit, gehört. Er hatte das Land in den zwanziger Jahren gekauft und eine große Villa darauf gebaut, deren Fundamente immer noch erkennbar waren, neben dem See. Als er starb, während der Depression, ging der Besitz auf seine Frau über. Sie zog in das Haus ein und lebte dort die nächsten vierzig Jahre. Sie verließ die Villa erst, als sie begraben wurde. Da sie und ihr Mann keine Kinder gehabt hatten, hinterließ sie das Land dem Bezirk, unter der Bedingung, dass ein Naturschutzgebiet daraus gemacht und nach ihrem verstorbenen Gatten benannt würde. Es war ein ungewöhnlicher Platz für ein Naturschutzgebiet, irgendwo in der Mitte von gar nichts, auf allen vier Seiten umgeben von Äckern und Farmen, aber der Bezirk war scharf auf die staatlichen Zuschüsse und akzeptierte das Erbe. Das Haus wurde dem Erdboden gleichgemacht, Picknicktische reingekarrt, Wanderwege angelegt, und das Anders-Naturschutzgebiet war fertig.

Etwa eine Meile hinter der Brücke flitzte plötzlich ein Fuchs vor uns über die Straße.

Es geschah alles sehr schnell. In dem schneebedeckten Feld links von uns sah ich eine rasche Bewegung, auf die ich mich eben noch schnell genug einstellen konnte, um zu erkennen, dass es ein großer, rötlicher Fuchs war, gesund und geschmeidig, dem ein totes Huhn aus dem Maul hing. Er schoss mit gespanntem Körper vor uns über die Straße und schmiegte sich dabei so dicht auf den Boden, als ob er hoffte, ungesehen passieren zu können. Jacob trat zu fest auf die Bremse, und der Wagen fing an zu schleudern: Das Hinterteil ging nach links, das Vorderteil ging nach rechts, und die Stoßstange bohrte sich mit lautem Knirschen in den Schneewall neben der Fahrbahn. Ein Scheinwerfer zersprang mit kristallem Klirren, und dann blieb der Pick-up stecken. Wir wurden nach vorn geschleudert, und der Hund kam durch die Plastikplane über dem Rückfenster in die Fahrerkabine geflogen.

Seine Beine zappelten in wilder Panik. Er blieb aber nur eine Sekunde: Ich spürte sein kaltes Fell im Genick, dann sprang er zurück durch das Loch, das er gemacht hatte, über die Bordwand des Wagens, und rannte dem Fuchs hinterher in den Wald.

Jacob war der Erste, der wieder sprach. »Scheiße«, sagte er leise. »Scheiße, Scheiße, Scheiße.«

Lou kicherte ein bisschen und stieß seine Tür auf. Wir kletterten alle auf die Straße hinunter. Der zerschmetterte Scheinwerfer war der einzige Schaden; wir standen im Halbkreis davor und starrten ihn eine Weile an.

Jacob versuchte, seinen Hund zurückzurufen. »Mary Beth!«, brüllte er und stieß einen schrillen Pfiff aus.

Keiner, der uns da stehen sah, hätte uns jemals für Brüder gehalten. Jacob ähnelte meinem Vater, ich dagegen mehr meiner Mutter, und der Unterschied war dramatisch. Ich habe dunkle Haare und braune Augen und bin mittelgroß. Jacob war fast einen Kopf größer als ich, hatte blaue Augen und sandfarbenes blondes Haar. Außerdem war er fett. Er hatte gewaltiges, fast groteskes Übergewicht. Er sah aus wie die Karikatur eines Fettwanstes. Er hatte große Hände, Füße und Zähne, trug eine Brille mit dicken Gläsern und hatte eine teigige, blasse Haut.

Wir hörten den Hund bellen. Er rannte immer weiter davon.

»Mary Beth!«, brüllte Jacob.

Die Bäume standen zwar ziemlich dicht, aber Unterholz gab es wenig. Die Fuchsspuren waren zwischen den Stämmen der Ahornbäume, Eichen, Kastanien und Platanen gut zu erkennen. Die Pfotenabdrücke von Mary Beth liefen meist parallel. Sie waren dunkler und runder, wie eine Reihe von Eishockeypucks lagen sie unter den Bäumen im Schnee. Der Boden war vollkommen eben.

Das Gebell des Hundes drang immer schwächer an unsere Ohren.

Auf der anderen Seite der Straße lag ein schneeglatte Acker. Auch dort sah ich die Fuchsspuren, die schnurgerade vom Horizont kamen, als wäre das Tier im Schutz des Schnees eine Furche heruntergekommen. In einiger Entfernung erkannte ich im Osten Dwight Pedersons Farm: eine Baumgruppe, eine dunkelrote Scheune, ein paar Getreidesilos und ein zweigeschossiges Haus, das in der Schneelandschaft grau wirkte, obwohl ich wusste, dass es hellblau war.

»Er hat sich eins von Pedersons Hühnern geholt«, sagte ich.

»Gestohlen«, Lou nickte. »Am helllichten Tag.«

Jacob piff immer noch seinem Hund hinterher. Nach einiger Zeit schien er sich nicht mehr weiter zu entfernen. Das Bellen wurde weder lauter noch leiser. Mit zum Wald geneigten Köpfen hörten wir zu. Es war kalt, ein frischer Wind wehte über die Felder, und ich wäre gern wieder in den Wagen geklettert.

»Ruf ihn doch nochmal«, sagte ich.

Jacob ignorierte mich. »Sie hat ihn gestellt«, sagte er zu Lou. Lous Hände steckten tief in seinen Taschen. Er trug eine alte Armeejacke, weiß, zur Tarnung im Schnee. »Klingt so«, sagte er.

»Wir werden hinmüssen, um sie zu holen«, sagte Jacob.

Lou nickte, nahm eine Wollmütze aus seiner Tasche und zog sie über seinen rosa Schädel.

»Ruf ihn noch einmal«, sagte ich, aber Jacob ignorierte mich wieder.

Ich versuchte es selbst. »Mary Beth!«, brüllte ich. Meine Stimme klang jämmerlich dünn in der kalten Luft.

»Der kommt nicht«, sagte Lou.

Jacob schlurfte zum Lastwagen und machte die Fahrertür auf.

»Du brauchst ja nicht mitkommen, Hank«, sagte er. »Du kannst ja hier warten.«

Ich hatte keine Mütze dabei und trug auch keine Stiefel – ich hatte schließlich nicht damit gerechnet, dass ich im Schnee herum-

laufen müsste. Aber ich spürte, dass Jacob und Lou erwarteten, dass ich zurückbleiben würde. Sie dachten, ich würde wie ein alter Mann im Lastwagen warten, und ich wusste, sie würden über mich spotten, wenn sie in den Wald gingen und wenn sie wieder zurückkamen.

Deshalb sagte ich wider Willen: »Ich komme mit.«

Jacob beugte sich in die Fahrerkabine, wühlte hinter den Sitzen herum. Als er wieder zum Vorschein kam, hatte er ein Jagdgewehr in der Hand. Er nahm eine Patrone aus einer kleinen Schachtel und lud das Gewehr. Dann stellte er die Schachtel wieder zurück.

»Hat doch keinen Sinn«, sagte er. »Du würdest bloß frieren.«

»Wofür brauchst du denn das Gewehr«, fragte ich. Aus den Augenwinkeln sah ich Lou grinsen.

Jacob zuckte mit den Achseln. Er nahm das Gewehr in den Arm und schlug den Jackenkragen hoch bis zu den Ohren. Sein Parka war leuchtend rot und, wie alle seine Kleider, eine Nummer zu klein.

»Das ist ein Schutzgebiet«, sagte ich. »Hier kannst du nicht jagen.«

Jacob lächelte. »Es geht um Schadensersatz: Für den kaputten Scheinwerfer muss mir der Fuchs seinen Schwanz geben.« Er warf Lou einen Blick zu. »Ich nehme nur eine Kugel mit, wie der Große Weiße Jäger. Ist das fair?«

»Absolut«, sagte Lou und betonte die erste Silbe.

Dann lachten sie beide. Jacob kletterte ungeschickt auf den Schneewall neben der Straße, balancierte dort einen Moment lang, als ob er gleich rückwärts wieder hinunterfallen wollte, dann fing er sich und stapfte zwischen den Stämmen hinein in den Wald. Lou folgte ihm, immer noch kichernd, und ließ mich auf der Straße stehen.

Ich zögerte, hin und her gerissen zwischen den Zwillingssünden von Bequemlichkeit und Stolz. Am Ende trugen mein Stolz und